

Kostenfreier Abdrucktext

Der folgende Text ist dem Buch **Keiner hat mich je gefragt** entnommen.

Den Text stellen wir zum kostenfreien Abdruck zur Verfügung.

Als Gegenleistung erwarten wir lediglich die Veröffentlichung der nachstehenden bibliographischen Daten mit einem kleinen Buchcover von mindestens 30 mm Breite. Beim Abdruck von Abbildungen zum Text, ist als Quelle „Zeitgut Verlag/Privatbesitz des Verfassers“ anzugeben.

Bitte senden Sie uns einen Beleg zu. Herzlichen Dank!

Harry Banaszak

Keiner hat mich je gefragt

Ein Kriegskind erzählt. 1931-1948

160 Seiten, viele Fotos,

Sammlung der Zeitzeugen (77),

Zeitgut Verlag, Berlin.

Broschur

ISBN: 978-3-86614-239-8, EURO 9,90

Wir bedanken uns für die Zusammenarbeit und stehen Ihnen gern für Rückfragen bereit.

Mit freundlichen Grüßen

Daniel Schlie

Öffentlichkeitsarbeit

Zeitgut Verlag GmbH

Klausenpaß 14, 12107 Berlin

Tel: 030 - 70 20 93 10

Fax: 030 - 70 20 93 22

E-Mail: daniel.schlie@zeitgut.de

www.zeitgut.de

Pressekontakt

Daniel Schlie

Öffentlichkeitsarbeit

Zeitgut Verlag GmbH

Klausenpaß 14

E-Mail: daniel.schlie@zeitgut.de

Tel: 030 - 70 20 93 10

Fax: 030 - 70 20 93 22

12107 Berlin



www.zeitgut.de

[Berlin 1945]

Harry Banaszak

Das Brot

Berlin 1945. Durch die geschundenen Straßen und Ruinen der Stadt wehte kalter Novemberwind und fegte die letzten Blätter von den Ahornbäumen der Fehrbelliner Straße.

Es war 5.00 Uhr. Der späte Nachmittag war naß und dunkel. Mein Freund Manfred, der in der Kastanienallee wohnte, hatte geklingelt.

„Kommste runter?“ fragte er mich an der Tür, noch ganz außer Atem. Er hatte beim Treppensteigen, wie wir das immer machten, gleich zwei Stufen auf einmal genommen.

„Ja“, antwortete ich. Er kam gerade zur richtigen Zeit.

Aus Langeweile und mit knurrendem Magen hatte ich aus dem Fenster auf die Straße in die fast kahlen Äste der Bäume geschaut. An Zinnowitz dachte ich dabei. An die dicke Kascha mit dem fetten Schweinefleisch aus der Gulaschkanone der Russen und an den vollen Bauch. Jetzt aber ging ich Abend für Abend hungrig ins Bett.

Mein Magen knurrte. Die anderthalb Stullen vorhin, 75 Gramm sollen's gewesen sein, mit falschem Schmalz aus Mehlbrei, mit Majoran beschmiert, die war'n nur was für den hohlen Zahn. Manchmal sagte Mutter Liesbeth auch Leberwurst zu diesem Aufstrich, das hörte sich interessanter an. Manfreds Joppe war auch aus einer Wehrmachtsdecke genäht worden, so wie meine. Wir sahen aus wie Zwillingbrüder. Beide waren wir klein, schwächig und blutarm. Jeder von uns hatte eine kesse Welle im blonden Haar – für Inge vom Gemüseladen an der Ecke Veteranenstraße. In sie waren wir verknallt und wollten ihr gefallen.

„Warte“, sagte ich, „ich hol' nur noch den Schlüssel.“

Die Korridortür knallte zu, und wieder rasten wir, zwei Stufen auf einmal nehmend, nach unten, sehr zum Ärger der Mitbewohner, die sich über das Gepolter mächtig aufregten. Im Hausflur war es dunkel, noch gab es keine Glühbirnen zu kaufen, wir tasteten uns zur Haustür.

Auf der Straße aber schickten schon einige Gaslaternen einen schwachen Schein in den anbrechenden Abend. Dieser Teil der Fehrbelliner Straße bis zur Anklamer war nicht ausgebombt. Wir gingen rechts um die Ecke zum Veteranenberg.

Die Elektrische bog gerade quietschend in die Kurve zum Zionskirchplatz, eine von wenigen Straßenbahnen, die bereits

wieder führen. Auch in der Veteranenstraße war schon ein wenig „Normalität“ eingekehrt. Tagsüber arbeiteten hier die Trümmerfrauen. Der Bürgersteig bis zur Brunnen- und Invalidenstraße war wieder begehbar und von den Trümmern geräumt.

Manfred sagte: „Mensch, wenn wa dett gewußt hätten, daß unsre Häuser nich getroffen werden, hätten wa nich imma in den blöden Keller gemußt.“

Ich erinnerte mich noch genau daran, wie das Folgende geschah. Es war ein Sonntag im Herbst 1943.

An diesem sonntäglichen Luftangriff der Alliierten waren in dieser Straße ein Dutzend Luftminen eingeschlagen und hatten den ganzen Straßenzug in Schutt und Asche gelegt. Eine der Luftminen traf den sich hier befindlichen ausgebauten und befestigten öffentlichen Luftschutzkeller in der Brauerei genau den, den Mutter Liesbeth und ich bei Fliegeralarmen immer aufsuchten. Hunderte Schutzsuchende wurden bei diesem Angriff getötet. Aber an diesem Sonntagmorgen, an dem das Ungeheuerliche geschah, hatte mich Mutter Liesbeth in die Herz-Jesu-Kirche an der Schönhauser Allee zum Gottesdienst geschickt. Als der Fliegeralarm die Heilige Messe unterbrach, wurden alle Kinder, die in der Nähe wohnten nach Hause geschickt. Ein paar andere Jungen und ich gehörten nicht dazu, wir mußten bleiben. „Euer Weg nach Hause ist zu weit“, sagte der Pfarrer, „hier im Hause des Herrn seid ihr sicherer.“

Mutter Liesbeth wartete währenddessen im Hauskeller auf mich, sie ging nicht in den Schutzraum am Veteranenberg. Und das war ihr Glück. Denn der Straßenzug brannte. Das gesamte Karree bis zum Rosenthaler Platz wurde in einen Trümmerhaufen verwandelt.

War es Zufall? War es Fügung?

Dieser Kirchenbesuch rettete Mutter Liesbeth und mir das Leben.

Manfred und ich erreichten die Brunnenstraße und trollten uns weiter in Richtung Invalidenstraße. Ich verspürte ein ungutes Gefühl in der Bauchgegend. Waren es die Erinnerungen? Möglich, aber wahrscheinlich war es der leere Magen, der sich vor Hunger meldete. Bestimmt lagen noch Leichen unter den Trümmern. Die Ruinen reckten sich in den naßkalten Novemberhimmel. Noch immer spürte man den kalten Brandgeruch in der Nase. Der Wind heulte durch die leeren Fensterhöhlen der toten Fassaden. Nur wenige Menschen waren auf der Straße.

„Mensch, hab‘ ick Kohldampf!“, sagte ich.

Manfred blieb stehen. „Ick ooch!“, preßte er hervor.
„Ick hab ‘ne Idee“, meinte er dann. „Paß uff, hier hab‘
ick ‘n leeres Kuvert und dett kleb ick zu. Gleich wirste
seh’n!“

Währenddessen liefen wir weiter Richtung Stettiner
Bahnhof zur Gartenstraße, wo das Schwimmbad ist. Und
schon bald schlug uns der Geruch frischgebackenen Brotes
in die Nase. Eine Brotbäckerei. Und Schrippen gab’s da
auch. Ein paar Leute standen im Laden. Die Spucke lief
mir im Munde zusammen. Mein Magen schmerzte vor
Hunger. Da war das Eßbare so nah und für uns doch unerreichbar.
Brotwaren gab es nur auf Marken oder ein Brot
für 50 Reichsmark auf dem Schwarzmarkt. Oder im Tausch
gegen fünf Ami-Zigaretten à zehn Mark. Da kam ein vielleicht
Neunjähriger mit einem Brot im Einkaufsnetz aus
dem Laden. Wir waren ja schon über vierzehn, hatten unsere
Joppenkragen hochgeschlagen, fühlten uns echt stark.
„Du“, rief Manfred dem Jungen zu, „sag mal, willst du
‘ne Mark fürs Kino verdienen?“

Der Kleine blieb stehen. Kino kostete eine Mark Eintritt.
Und im Kino in der Brunnenstraße lief gerade der
Western „Die Schlacht am Blauen Berge“.

„Watt soll ick denn machen?“ fragte er.

„Hier is ‘n Brief für Frollein Luzie, im vierten Stock oben
links. Kannst du ihn mal hinbringen?“

Der Kleine fragte überrascht: „‘ne ganze Mark?“

„Klar, ‘ne ganze Mark“, grüßte ihn Manfred an.

„Aber zuerst die Mark.“

„Da is die Mark und dett Brot brauchst du nich mit nach
oben schleppen. Wir warten sowieso auf Antwort.“

Der Junge sah es ein, schließlich sollte er eine Antwort
mitbringen. Manfred nahm das Netz mit dem frischen Brot
in Empfang und reichte dem Jungen das zugeklebte Kuvert,
auf das er zuvor mit dem Kopierstift „AN LUZIE“
geschrieben hatte. Der Junge lief los. Als er im Hausflur
verschwunden war, flüsterte Manfred: „Los, komm, bis du
wieder unten ist, sind wir schon über alle Berge.“

Und wir rannten rüber in die Bergstraße zum Pappelplatz.

Der trübe Novemberabend ging uns nichts mehr an.

Uns plagte auch kein schlechtes Gewissen. Denn die menschenverachtenden,
grausamen Geschehnisse des vor sieben

Monaten zu Ende gegangenen Krieges hatten unser
jugendliches Unrechtsbewußtsein total durcheinandergebracht.

Wir brachen das Brot in der Mitte durch und bissen
gierig hinein. Wir kauten, schluckten und schluckten.

In dieser Nacht hatte ich auch Magenschmerzen. Aber nicht mehr vor Hunger.

Bildunterschrift zur Abbildung „Brotmarken“:

Brotmarken. Nicht nur für uns Heranwachsende waren die Rationen viel zu gering.